

Daniel Mendelsohn

EINE ODYSSEE

*Mein Vater,
ein Epos und ich*



Aus dem Englischen
von Matthias Fienbork

Pantheon

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
An Odyssey. A Father, a Son and an Epic bei Alfred A. Knopf, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage 2020

Copyright © 2017 by Daniel Mendelsohn

Copyright © 2019 der deutschsprachigen Ausgabe by Siedler Verlag, München

Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Pantheon Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München,

nach einem Entwurf von FAVORITBUERO, München

Umschlagmotiv: © Shutterstock/aleksm und natsa

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55425-8

www.pantheon-verlag.de

Für meine Mutter

VORBEMERKUNG DES AUTORS

Aus erzählerischen Gründen und mit Rücksicht auf die Privatsphäre meiner Studenten und der Teilnehmer an der Kreuzfahrt »Auf den Spuren der Odyssee« habe ich fiktive Namen verwendet, Situationen und Personen teilweise verfremdet.



PROÖMIUM

(Anrufung)

1964 – 2011

Der Inhalt der *Odyssee* ist rasch erzählt. Ein Mann weilt viele Jahre in der Fremde, wird ständig von Poseidon überwacht und ist ganz allein; bei ihm zu Hause steht es so, dass Freier seinen Besitz verzehren und sich gegen seinen Sohn verschwören. Nach überstandener stürmischer Reise kehrt er zurück und gibt sich zu erkennen, vernichtet seine Feinde und ist gerettet.

ARISTOTELES, *Poetik*

Vor einigen Jahren, eines Januarabends kurz vor Beginn des Frühjahrssemesters, in dem ich ein Seminar über die Odyssee halten würde, fragte mich mein damals einundachtzigjähriger Vater, der vor seiner Pensionierung in der technischen Forschung gearbeitet hatte, aus Gründen, die ich seinerzeit glaubte verstanden zu haben, ob er an dem Seminar teilnehmen könne, und ich sagte Ja. Während der nächsten vier Monate fuhr er einmal pro Woche von dem bescheidenen Split-Level-Haus auf Long Island, in dem ich aufgewachsen war und in dem er nach wie vor mit meiner Mutter wohnte, zum Campus des Bard College, der kleinen Universität, an der ich unterrichtete. Jeden Freitagvormittag um zehn nach zehn setzte er sich zu den jungen Leuten, die sich für das Seminar eingeschrieben hatten, Siebzehn-, Achtzehnjährigen, nicht einmal ein viertel so alt wie er, und beteiligte sich an der Diskussion über dieses antike Epos über lange Reisen und lange Ehen und Sehnsucht nach der Heimat.

Das Semester begann mitten im Winter, und wenn mein Vater mir nicht gerade klarzumachen versuchte, dass Odysseus, der Held des Epos, kein richtiger Held sei (*weil er ein Lügner ist und seine Frau betrogen hat!*), dachte er voller Sorge an das Wetter: die zugeschneite Windschutzscheibe, die schneematschigen Straßen, die vereisten Gehwege. Er hatte Angst hinzufallen. Und so gingen wir vorsichtig die schmalen asphaltierten Wege entlang, die zu dem Gebäude führten, in dem das Seminar stattfand, einem Backsteinkasten, so bemüht unauffällig wie ein Marriott, oder den Pfad zu dem spitzgiebeligen Haus am Rand des Campus, das für ein paar Tage in

der Woche mein Zuhause war. Um die dreistündige Fahrt nicht zweimal am selben Tag machen zu müssen, übernachtete er oft in diesem Haus, schlief in dem Gästezimmer, das mir als Arbeitszimmer dient, ausgestreckt auf einem schmalen Tagesbett, in dem ich als Kind geschlafen hatte – ein niedriges Holzbett, das mein Vater eigenhändig für mich gebaut hatte, als ich meinem Bettchen entwachsen war. Nun hatte dieses Bett etwas an sich, was nur mein Vater und ich wussten: Es war aus einer Tür gebaut, einem billigen, hohlen Türblatt, an das er vier stabile Beine aus Holz montiert hatte, gestützt durch Metallwinkel, die heute noch so fest sitzen wie vor fünfzig Jahren, als sie angeschraubt wurden. Dieses Bett, mit seinem witzigen kleinen Geheimnis, verborgen, solange man die Matratze nicht anhub und das Türblatt darunter sah, diente meinem Vater in jenem Frühjahrssemester des *Odyssee*-Seminars als Schlafgelegenheit, bevor er dann krank wurde und meine Geschwister und ich anfangen mussten, unseren Vater zu bevatern, sorgenvoll zusahen, wie er unruhig schlief in enormen, technisch aufwendigen Konstruktionen, die überhaupt nicht wie Betten aussahen, wenn sie sich laut summend aufrichteten und wieder absenkten, eher wie Lastkrane. Doch das kam später.

Mein Vater fand es immer amüsant, dass ich jahrelang meine Zeit auf so viele unterschiedliche Orte aufteilte: das besagte Haus auf dem ländlichen Campus, das schöne alte Haus in New Jersey, in dem meine Jungs und ihre Mutter wohnten und in dem ich lange Wochenenden verbrachte, und mein Apartment in New York, das, seit ich eine Familie und dann eine Professur hatte, wenig mehr als eine Übernachtungsgelegenheit zwischen endlosen Bahnfahrten war. Du bist dauernd unterwegs, sagte mein Vater manchmal am Ende eines Telefongesprächs, und bei dem Wort »unterwegs« glaubte ich zu sehen, wie er den Kopf in leiser Verwunderung schüttelte. Mein Vater hatte fast sein ganzes Leben in einem Haus gewohnt – dem Haus, in das er einen Monat vor meiner Geburt eingezogen war und das er im Januar 2012 zum

letzten Mal verließ, auf den Tag genau ein Jahr nach dem Beginn meines *Odyssee*-Seminars, an dem er teilgenommen hatte.

Das Seminar dauerte von Ende Januar bis Anfang Mai. Etwa eine Woche nach der letzten Sitzung telefonierte ich mit Froma, einer befreundeten Altphilologin, die während des Studiums meine Mentorin gewesen war und sich meine periodischen Berichte über die Fortschritte meines Vaters im *Odyssee*-Seminar mit Vergnügen angehört hatte. Im Laufe unseres Gesprächs erwähnte sie eine Mittelmeer-Kreuzfahrt namens »Auf den Spuren der Odyssee«, an der sie einige Jahre zuvor teilgenommen hatte. Das wär doch was für euch!, rief sie. Nach diesem Semester, in dem du deinen Vater mit der *Odyssee* bekannt gemacht hast, liegt das doch auf der Hand. Diese Idee fanden nicht alle gut. Eine befreundete Reisemanagerin, eine lebhaft blonde Ukrainerin namens Yelena, die ich um ihre Meinung fragte, mailte umgehend zurück: »HÄNDE WEG VON THEMEN-KREUZFAHRTEN!« Aber Froma war meine Lehrerin gewesen, und aus alter Gewohnheit folgte ich ihrem Rat. Als ich am nächsten Vormittag meinen Vater anrief und ihm von meinem Gespräch mit ihr berichtete, reagierte er mit einem unverbindlichen: Schau'n wir mal.

Wir studierten die Website der Kreuzfahrtreederei. Ich hatte es mir auf dem Sofa in meinem New Yorker Apartment bequem gemacht, ein wenig erschöpft nach einer erneuten Woche ständigen Pendelns, und starrte auf meinen Laptop. Ich konnte mir meinen Vater vorstellen, der in seinem vollgestopften Arbeitszimmer saß, das früher das Zimmer gewesen war, das ich mir mit meinem älteren Bruder Andrew geteilt hatte: die einfachen, niedrigen Betten, die er gebaut hatte, der schlichte Eichenschreibtisch, schon lange ersetzt durch Spanplattentische von Staples mit ihrer schwarzen, glatten Oberfläche, die sich unter den Desktops und Bildschirmen und Laptops und Druckern und Scannern bog, die vielen Kabel und blinkenden Lämpchen, die dem Ganzen die Anmutung eines Krankenzimmers gaben. Die Kreuzfahrt, lasen

wir, sollte der jahrelangen Irrfahrt des mythischen Helden folgen, der nach dem Trojanischen Krieg in die Heimat zurückkehren will, ständig bedroht von Schiffbruch und Ungeheuern. Die Reise würde in Troja in der heutigen Türkei beginnen und auf Ithaki enden, einer kleinen Insel vor der Westküste Griechenlands, die das antike Ithaka sein soll, die Heimat des Odysseus. »Auf den Spuren der *Odyssee*« verstand sich als »Bildungsreise«, und wenn mein Vater alles verachtete, was er für überflüssigen Luxus hielt – Kreuzfahrten und Sightseeing und Urlaub –, so war er doch ein großer Verfechter von Bildung. Und so kam es, dass wir ein paar Wochen später, im Juni, nachdem wir uns kurz zuvor noch mit Homers Epos beschäftigt hatten, die Kreuzfahrt unternahmen, die insgesamt zehn Tage dauerte, einen Tag für jedes Jahr der langen Heimreise von Odysseus.

Wir sahen fast alles, was zu sehen wir gehofft hatten – die fremden Landschaften und die Ruinen der verschiedenen Kulturen, die dort entstanden waren. Wir sahen Troja, das für unsere ungeübten Augen wie eine Strandburg aussah, die ein übellauniges Kind zerstört hatte, die legendären Anhöhen nur mehr eine zufällige Ansammlung von Säulen und Steinen, die blind auf das Meer hinunterschauten. Wir sahen die neolithischen Tempelruinen auf Gozo, der Insel nordwestlich von Malta, wo es auch eine Höhle gibt, die der Sage nach die Grotte der Kalypso gewesen sein soll, der schönen Nymphe, auf deren Insel Odysseus sieben Jahre lang festsaß und die ihm Unsterblichkeit anbot, wenn er sich ihr zuliebe von seiner Frau lossagte, wozu er nicht bereit war. Wir sahen den dorischen Tempel von Segesta mit seinen klassisch strengen Säulen, der aus unerklärlichen Gründen nicht fertiggestellt worden war, errichtet von irgendwelchen Griechen auf ebenjener Insel, wo Odysseus' Gefährten verbotenerweise Fleisch von Rindern aßen, die dem Sonnengott Hyperion gehörten, ein Vergehen, das sie alle mit dem Leben bezahlten. Wir besuchten den trostlosen Ort an der kampanischen Küste bei Neapel, der

nach antiker Auffassung der Eingang zum Hades war, dem Reich der Toten – auch dies ein unerwarteter Zwischenstopp auf Odysseus' Heimreise, aber vielleicht nicht ganz so unerwartet, denn schließlich müssen wir uns mit den Toten aussöhnen, um weiterleben zu können. Auf der Peloponnes sahen wir wuchtige venezianische Festungen, die auf sonnenverdorrtten Hängen saßen wie Frösche auf einer abgebrannten Heide, unweit von Pilos, dem antiken Pylos, einer Stadt, wo dem Dichter zufolge ein freundlicher, wenn auch etwas weitschweifiger alter König namens Nestor herrschte, der dort Odysseus' jungen Sohn empfing, der auf der Suche nach seinem verschollenen Vater war: Und so beginnt die *Odyssee*, mit einem Sohn, der sich auf die Suche nach dem abwesenden Vater macht. Und natürlich sahen wir das Meer, das vielgesichtige Meer, spiegelglatt und rau, bald unbekümmert offen, bald abweisend, unergründlich, manchmal von einem so klaren Blau, dass man die Seeigel auf dem Meeresboden sehen konnte, stachlig und erwartungsvoll wie Minen aus einem Krieg, an dessen Ursachen und Teilnehmer sich niemand mehr erinnert, dann wieder von einem undurchdringlichen Purpur, jener Farbe, die wir beim Wein als Rot, die Griechen aber als *schwarz* bezeichnen.

All das sahen wir auf unserer Reise, all diese Orte, und wir lernten viel über die Völker, die dort gelebt hatten. Mein Vater, dessen griesgrämige Sorge vor den Gefahren praktisch allen Reisens zu Aussprüchen geführt hatte, über die seine fünf Kinder gern lachten (*Parkplätze sind die gefährlichsten Orte der Welt, die Leute fahren dort wie die Verrückten!*), konnte seinen Auftritt als Mittelmeerreisender zunehmend genießen. Doch aufgrund einer Reihe ärgerlicher Ereignisse, für die der Kapitän und seine Mannschaft nicht verantwortlich waren, worauf sich später noch zurückkommen werde, konnten wir den letzten Punkt unserer Reise nicht ansteuern. Also haben wir Ithaka nicht gesehen, den Ort, den zu erreichen Odysseus alles unternommen hat; also mussten wir auf das wohl bekannteste Reiseziel in der Literatur verzichten. Ande-

rerseits ist es ja so, dass die *Odyssee* mit ihren plötzlichen Kalamitäten und überraschenden Wendungen ihren Helden lehrt, Enttäuschungen zu ertragen, und ihre Zuhörer, das Unerwartete zu erwarten. Insofern war der Umstand, dass wir Ithaka nicht erreichten, vielleicht der typischste Odysseus-Moment unserer Bildungsreise.

Erwarte das Unerwartete. Im Spätherbst, einige Monate, nachdem mein Vater und ich von unserer Reise zurückgekehrt waren – die, weil wir das Ziel nicht erreicht hatten, als unvollendet, als noch nicht abgeschlossen betrachtet werden konnte, wie ich ihm gegenüber manchmal scherzhaft bemerkte –, stürzte mein Vater.

Wer sich mit der antiken griechischen Literatur beschäftigt, ob mit Dichtung oder Geschichtsschreibung, wird regelmäßig einem Begriff begegnen, der den Ursprung einer Katastrophe bezeichnet – *arche kakon*, »der Anfang allen Übels«. Meist geht es dabei um Kriege. So bezeichnet etwa der Historiker Herodot, der über den Perserkrieg schreibt, der in den 480ern v. Chr. stattfand, die viele Jahre vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten getroffene Entscheidung der Athener, gewisse Verbündete durch die Entsendung von Schiffen zu unterstützen, als *arche kakon* dieses Konflikts. (Herodot schrieb in den späten 400ern v. Chr., etwa dreieinhalb Jahrhunderte nach Homer über den Trojanischen Krieg, der nach Ansicht zeitgenössischer Gelehrter drei Jahrhunderte vor Homer stattgefunden hatte.) Mit *arche kakon* kann aber auch der Grund von Ereignissen anderer Art bezeichnet werden. Euripides etwa beschreibt damit in einem seiner Dramen eine unglückliche Ehe, eine unter einem ungünstigen Stern stehende Verbindung, die eine Reihe von Ereignissen in Gang setzt, deren katastrophales Resultat für den Höhepunkt seines Bühnenstücks sorgt.

Sowohl Krieg als auch schlechte Ehe verbinden sich in dem allerberühmtesten *arche kakon*, dem Moment nämlich, als ein Prinz von Troja namens Paris mit einer griechischen Königin namens Helena, der Frau eines anderen, durchbrennt. So beginnt,

laut Mythos, der Trojanische Krieg, der zehnjährige Konflikt, den die Griechen führten, um die eigenwillige Helena zurückzuholen und die Bewohner von Troja zu bestrafen. (Dass der Krieg so lange dauerte, lag auch daran, dass Troja von unüberwindlichen Mauern umgeben war; nach zehnjähriger Belagerung konnte die Stadt nur dank eines Tricks eingenommen werden – mithilfe des Trojanischen Pferds, das der listenreiche Odysseus ersonnen hatte.) Wo immer die historischen Ursprünge der Stadt liegen mögen – an dem Ort in der heutigen Türkei, den mein Vater und ich besuchten, hatte es tatsächlich eine antike Stadt gegeben, die brutal zerstört worden war, aber alles andere können wir nur erraten –, die mythische Katastrophe, zu der Helenas ehebrecherische Beziehung mit Paris führte, ist seit dreieinhalbtausend Jahren Stoff für Dichter und Dramatiker und Romanciers: die unzähligen Toten auf beiden Seiten, die Plünderung Trojas, die Versklavungen und Demütigungen, die Kindstötungen und Selbsttötungen und schließlich, nach elend langer Irrfahrt, die Heimkehr derjenigen Griechen, die den Krieg überlebten, weil sie schlau genug waren oder einfach Glück hatten.

Arche kakon. Das zweite Wort ist eine Form des griechischen *kakos* (schlecht), das sich in dem Wort Kakophonie (schlechter Klang) gehalten hat – eine treffende Bezeichnung für das Geheul, das die Frauen anstimmten, nachdem ihre Kinder über die Mauern der besiegten Stadt geworfen wurden –, eines der schlechten Dinge, die nach dem Fall Trojas passierten. Das erste Wort, *arche*, bedeutet »Anfang«, manchmal auch »früh« oder »ursprünglich«. Es findet sich auch in unserer modernen Sprache, beispielweise in »Archetyp«, wörtlich »erster Abdruck«. Ein Archetyp ist das früheste Modell einer Sache, so alt, dass es für alle Zeiten als Vorbild dient. Alles kann ein Archetyp sein – eine Waffe, ein Gebäude, ein Gedicht.

Für meinen Vater war das *arche kakon* ein unbedeutender Zwischenfall, ein einziger unglücklicher Schritt auf dem Parkplatz

eines kalifornischen Supermarkts, wo er und mein Bruder Andrew ein paar Dinge für ein seit Langem geplantes Familientreffen besorgen wollten. Alle seine fünf Kinder würden mit ihren Familien kommen, um im Haus von Andrew und Ginny in der Bay Area mit meinen Eltern ein langes Wochenende zu verbringen; alle würden von weither anreisen. Meine beiden Söhne und ihre Mutter Lily kamen mit dem Flugzeug aus New Jersey, mein jüngerer Bruder Matt kam mit Frau und Tochter aus Washington, mein jüngster Bruder Eric kam aus New York, unsere Schwester Jennifer kam mit ihrem Mann und den kleinen Söhnen aus Baltimore. Doch bevor auch nur einer von uns eintraf, stürzte mein Vater. Wie eine vom Pech verfolgte Mythenfigur hatte er unabsichtlich und auf ungeahnte Weise seine eigene düstere Warnung erfüllt: Ein Parkplatz hatte sich für ihn als der gefährlichste Ort der Welt erwiesen, jedoch nicht wegen der Autos oder der Leute, die dort wie die Wahnsinnigen herumkurven. Er und Andrew hatten gerade die Besorgungen im Wagen verstaut, und während er den leeren Einkaufswagen zurückbrachte, stolperte er über eine Metallstange und fiel hin. *Er konnte nicht aufstehen*, berichtete Andrew später, *er saß einfach wie benommen da*. Als wir anderen alle eintrafen, saß mein Vater bereits in einem Rollstuhl. Er hatte sich einen Hüftknochen angeknackst und würde erst nach Monaten wiederhergestellt sein, aber für uns war natürlich klar, dass er sich erholen würde, schließlich galt seit jeher: *Jay ist hart im Nehmen!*

Und er war tatsächlich tough, meisterte erst den Rollstuhl, dann den Rollator und dann den Gehstock. Aber der Sturz, vor dem er sich die ganze Zeit gefürchtet hatte, setzte eine Reihe von Komplikationen in Gang, deren Ergebnis in keinem Verhältnis zu dem Stolperer stand, der alles ausgelöst hatte – die feine Fraktur, die zu einem Blutgerinnsel führte, das wiederum die Einnahme von Blutverdünnern verlangte, die ihrerseits zu seinem schweren Schlaganfall führten, der meinen Vater umwarf: Er konnte nicht mehr atmen, die Augen nicht mehr öffnen, sich nicht mehr be-

wegen, nicht mehr sprechen. Einmal hieß es, dass es bald vorüber sei, doch er kämpfte sich wieder zurück. Er war eben tough, und eine Weile ging es ihm immerhin so gut, dass er über Baseball sprechen konnte und über meine Mutter und ein Stück von Bach, das er auf seinem elektronischen Keyboard üben wollte, obwohl es nach eigener Aussage zu schwer für ihn war. In dieser letzten Phase hatte sich (wie wir später sagten, wenn wir immer wieder diese bemerkenswerte Geschichte erzählten, als wollten wir uns in Erinnerung rufen, dass alles ganz real gewesen war) »sein altes Ich« wieder gemeldet: ein Begriff, der Fragen aufwirft, die erstmals in der *Odyssee* gestellt wurden, einem Werk, dessen Held nach jahrzehntelanger Abwesenheit denjenigen, die ihn von früher kannten, beweisen muss, dass er »er selbst« ist.

Aber welches ist das wahre Selbst?, fragt die *Odyssee*, und wie viele Formen des Selbst kann ein Mensch haben? Wie ich in dem Jahr lernte, in dem mein Vater an meinem *Odyssee*-Seminar teilnahm und wir uns auf die Spuren der Reisen ihres Helden machten, gibt es auf diese Frage sehr überraschende Antworten.

Alle klassischen Epen beginnen mit dem sogenannten Proömium, einer Vorrede, in der den Zuhörern erklärt wird, worum es in dem Epos geht – Inhalt, Personen der Handlung, Anlage des Stoffes. Diese Einleitungen, formal im Ton, vielleicht etwas steifer als die anschließenden Geschichten, sind nie sehr lang. Manche sind irreführend kurz und bündig, wie das Proömium der *Ilias*, eines Epos von fünfzehntausendsechshundertdreiundneunzig Versen, in denen es um eine einzige Episode geht, die im letzten Jahr des Trojanischen Kriegs stattfindet: der erbitterte Streit zwischen zwei griechischen Kriegern – zwischen Agamemnon, dem Oberbefehlshaber, Sohn des Atreus, und seinem größten Kämpfer, Achilleus, Sohn des Peleus –, der die Mission gefährdete, nämlich Troja zu zerstören und die Entführung Helenas zu rächen. (Für

Agamemnon, den König von Mykene, ist dieser Krieg eine persönliche Angelegenheit, denn Menelaos, der König von Sparta, Helenas gehörnter Ehemann, ist sein jüngerer Bruder. Achilleus dagegen kämpft nur um die Ehre. »Mir taten die Troer gar nichts zuleide«, erklärt er bitter.) Zum Schluss versöhnen sich die beiden, und ihr Unternehmen endet erfolgreich. Es sollte jedoch erwähnt werden, dass die Zerstörung Trojas, die List mit dem Trojanischen Pferd, der nächtliche Hinterhalt, die Tötung der trojanischen Krieger sowie die Versklavung ihrer Frauen und Kinder, das Schleifen der bis dahin unüberwindlichen Mauern, ein für griechisches Publikum aus real erlebten Kriegen vertrautes Resultat, das in vielen literarischen und künstlerischen Darstellungen des Falls von Troja gefeiert wird, in der *Ilias* nicht konkret erzählt wird. Trotz ihrer großen Länge konzentrieren Epen sich streng auf das im Proömium vorgestellte Thema. Das Proömium der *Ilias* erwähnt nur den Streit zwischen den beiden griechischen Kriegern, seine Ursachen und Auswirkungen und was dies über beider Auffassungen von Ehre und Heldentum und Pflicht und Tod verrät. Weil Epen aber über eine Vielzahl erzählerischer Techniken verfügen – sie können andeuten und Ahnungen vermitteln, ja sogar einen Blick in die Zukunft werfen –, werden die Leser der *Ilias* nicht im Zweifel darüber gelassen, wie die Sache ausgeht.

Das Proömium der *Ilias* besteht aus sieben Versen:

*Den Zorn singe, Göttin, des Peleus-Sohns Achilleus,
Den verderblichen, der zehntausend Schmerzen über die Achaier
brachte*

*Und viele kraftvolle Seelen dem Hades vorwarf
Von Helden, sie selbst aber zur Beute schuf den Hunden
Und den Vögeln zum Mahl, und es erfüllte sich des Zeus Ratschluss –
Von da beginnend, wo sich zuerst im Streit entzweiten
Der Atreus-Sohn, der Herr der Männer, und der göttliche Achilleus.*

Diese sieben Verse berichten, für sich genommen, ziemlich wenig über die Handlung des Epos. Wir wissen nur, dass es Zorn, Tod und einen göttlichen Plan gibt; Agamemnon und Achilleus. Zeus wird nur andeutungsweise erwähnt: Worum geht es genau? Inwiefern tragen Zorn und Schmerzen, Hunde und Vögel zur Erfüllung dieses Plans bei? Wir erfahren es nicht sofort. Und natürlich liefert uns der Dichter keinerlei Anhaltspunkte, denn wir sollen ihm auch weiterhin gebannt zuhören, um zu erfahren, worin dieser Plan besteht. Aber der Hinweis auf einen »Ratschluss« ist natürlich sehr raffiniert: Zumindest der Dichter hat einen Plan, auch wenn wir zu diesem frühen Zeitpunkt nur eine sehr vage Vorstellung haben, wie dieser Plan aussehen könnte. Bei Epen braucht es das Proömium, weil es uns versichert, dass die Reise, zu der wir nunmehr aufbrechen, dass dieser Ozean von Worten, diese Weite keine »unförmige Leere« ist (mit der jene andere großartige Erzählung, die Genesis, beginnt), sondern ein Weg, der uns zu einem lohnenden Ziel führen wird.

»Ein lohnendes Ziel« – so könnte man den grandiosen Stoff der *Odyssee* bezeichnen, die sich gewissermaßen an die *Ilias* anschließt. Ein aus zwölftausendeinhundertzehn Versen bestehendes Gedicht, dessen Thema die abenteuerliche Heimkehr eines Griechen ist, der am Trojanischen Krieg teilgenommen hatte. Es handelt sich dabei um Odysseus, Herrscher eines kleinen Inselkönigreichs namens Ithaka, ein listenreicher Mann, von dessen mehr oder weniger gelungenen Einfällen und Tricks die Griechen gern erzählten. Eine der beliebtesten Legenden bezieht sich auf die Vorbereitungen zum Trojanischen Krieg. Als die Griechen bei Odysseus vorsprachen und ihn aufforderten, sich ihrem Militärbündnis anzuschließen, soll er – »ein kluger Mann«, wie ein zeitgenössischer Kommentator der *Odyssee* trocken anmerkte, »der genau wusste, wie lange dieser Krieg dauern würde« – sich dem Ansinnen der Griechen entzogen haben, indem er vorgab, verrückt zu sein. In Gegenwart des griechischen Abgesandten spannte er einen Esel

und einen Ochsen vor seinen Pflug und streute Salz auf seine Felder. Der Abgesandte, der von Odysseus' Reputation gehört hatte, schnappte sich dessen kleinen Sohn Telemachos und setzte ihn vor den Pflug auf die Erde. Als Odysseus mit seinem Pflug den Säugling umkurvte, schloss der Abgesandte daraus, dass er nicht so verrückt sein konnte, und nahm ihn mit in den Krieg.

Der Krieg war in der Tat enorm – aber das galt auch für Odysseus' Prüfungen auf seiner langen Heimreise. Von dem zornigen Meeresherrn Poseidon, den er beleidigt hat (die Gründe erfahren wir später) und den er erst nach seiner Heimkehr besänftigen kann, wird er permanent bedrängt und aufgehalten, immer wieder erleidet er Schiffbruch, wird an unbekannte Gestade geworfen. Seine zehnjährige Irrfahrt mit ihren unablässigen Anstrengungen, in die Heimat zu Frau und Sohn zurückzukehren, kontrastiert deutlich mit der Situation der Griechen, die während des zehnjährigen Krieges unbeweglich vor Troja stehen. Und auch die unverbrüchliche Liebe der beiden – Odysseus hält seiner Frau, die er am Ende zwanzig Jahre nicht gesehen haben wird, die Treue, er widersteht den Verlockungen diverser Göttinnen und Nymphen, denen er unterwegs begegnet, und Penelope hält ihm ihrerseits die Treue, trotz der aufdringlichen Freier, die sich in ihrem Palast einquartiert haben und ihr den Hof machen – kontrastiert mit der Affäre zwischen Paris und Helena, die der eigentliche Grund des Krieges war, der *arche kakon*.

Nach Ansicht der meisten Altphilologen besteht das Proömium der *Odysee* aus den ersten zehn Versen:

*Muse, erzähl mir vom Manne, dem wandlungsreichen, den oft es
abtrieb vom Wege, seit Trojas heilige Burg er verheerte.
Vieler Menschen Städte sah er und lernte ihr Denken
kennen und litt auf dem Meer viel Qual in seinem Gemüte,
trachtend, sein Leben zu sichern und seinen Gefährten die Heimkehr.
Gleichwohl rettete er sie nicht, wie sehr er es wünschte;*

*denn sie gingen durch eigene Freveltaten zugrunde,
Narren, die des Hyperion-Sohnes, des Helios, Rinder
in sich stopften; doch der nahm ihnen den Tag ihrer Heimkehr.
Davon berichte – beginn, wo du willst –, Zeus' Tochter, auch
uns nun!*

Das ist ein merkwürdiger Anfang. Nachdem der Dichter die Hauptperson schlicht als »einen Mann« vorgestellt hat – dass er Odysseus heißt, wird nicht erwähnt –, wendet er sich anderen Männern zu, also denen, die er befehligte und die, wie wir hier hören, durch eigene Schuld umkommen. So weit die Irrfahrten des Mannes, so weitschweifig ist auch das Proömium.

Einige Gelehrte haben angemerkt, dass das Proömium der *Odyssee*, dieses mäandernden Werkes über eine mäandernde und unerwartet lange Heimkehr, vielleicht selbst abschweifen muss, dass es in Wahrheit die ersten einundzwanzig Verse des Gedichts umfasst. Die elf zusätzlichen Verse beschreiben, wie Athene, die Göttin der Weisheit, ihren Vater Zeus bedrängt, Odysseus nach Hause zu führen, ungeachtet des Widerstandes des erzürnten Meeresherrn:

*Alle die andern, soweit sie dem jähen Verderben entkommen,
waren bereits zu Hause, entronnen dem Krieg und dem Meere;
ihn allein, der vor Sehnsucht verging nach Heimkehr und Gattin,
hielt die Nymphe Kalypso zurück, die Göttin, die Herrin,
in dem Grottengewölbe, drauf brennend, er werde ihr Gatte.
Doch als nun kam das Jahr im Umlauf der Zeiten,
da ihm die Götter zugesponnen, nach Hause zu kommen,
heim nach Ithaka, konnt' er auch dort nicht entrinnen den Kämpfen,
auch nicht unter den Seinen. Die Götter erbarmten sich alle,
nur nicht Poseidon: Der zürnte dem göttergleichen Odysseus
unablässig und heftig, bevor in sein Land er gelangte.*

Und so, genau wie Odysseus, wandert das Proömium nicht nur, sondern vielleicht wandert es noch länger als ursprünglich beabsichtigt.

Die *Ilias* und die *Odysee* sind die berühmtesten Gedichte in der abendländischen Geschichte, aber es sind keineswegs die einzigen, die aus der Antike auf uns gekommen sind. In der klassischen griechischen und römischen Literatur, von den beiden Werken Homers aus dem achten Jahrhundert v. Chr. bis zu christlichen Versepen aus dem fünften Jahrhundert n. Chr., wimmelt es von epischen Gedichten, die sich aus diesen Landschaften erhoben, so wie Troja sich vermutlich aus der Küstenebene erhoben hat, scheinbar uneinnehmbar und von ewigem Bestand. Selbst wenn viele dieser Gedichte im Lauf der Jahrtausende verloren gingen, ihre Proömia haben oft überlebt, eben weil sie so knapp und bündig waren.

Ein Proömium konnte an andere Gedichte erinnern. Nehmen wir nur das Proömium von Vergils *Aeneis*, das auf den Beginn der *Ilias* und der *Odysee* verweist:

*Die Waffen besinge ich und den Mann, der als Erster,
durch das Schicksal ein Flüchtling,
von Troias Küste nach Italien kam und an die Gestade Laviniums:
weithin wurde er über Länder und Meere getrieben durch der
Götter Gewalt
wegen des unversöhnlichen Zorns der wilden Iuno;
auch erlitt er viel im Krieg, bis er endlich seine Stadt gründen
und seine Götter nach Latium bringen konnte; daraus gingen hervor
das Geschlecht der Latiner, Albas Väter und die Mauern
des hochragenden Rom.*

Die *Aeneis* verweist auf die Welt der Homerischen Epen, bezieht aber, indem sie die Verlierer in den Blick nimmt, eine radikal andere Position: Erzählt werden die Abenteuer des Aeneas, der als

einer der wenigen Troer die Zerstörung Trojas überlebte. Nachdem Aeneas, den Vater auf dem Rücken tragend und den jungen Sohn an der Hand (eines der berühmtesten und berührendsten Details des Epos), den brennenden Ruinen Trojas entkommen ist, reist er zunächst ziellos umher (seine Irrfahrten erinnern uns an die *Odyssee*), bevor er sich in Italien niederlässt, dem Land, das ihm als Heimat des neuen Staates versprochen wurde, den er gründen wird und in dem er dann mehrere Kriege gegen die lokalen Bewohner führen muss (diese Kriege erinnern an die *Ilias*), um dort mit seinen Leuten wirklich sesshaft werden zu können. Ihm fehlt die brutale Strahlkraft des Achilleus oder der verführerische Listenreichtum des Odysseus, aber er verkörpert ein unbeirrbares Pflichtbewusstsein, das in der römischen Kultur viel gilt und mit dem lateinischen Adjektiv *pius* bezeichnet wird, das besonders oft für Aeneas verwendet wird. Wobei *pius* nicht »fromm« heißt, wie man vermuten würde, sondern »pflichtbewusst«. Das Proömium der *Aeneis* ist sieben Verse lang, der erste Vers, in dem der Dichter ankündigt, er werde von Kriegen und einem Mann singen, *arma virumque*, ist selbst eine Anspielung auf die *Ilias*, in der es vor allem um Kriege beziehungsweise Waffen geht, und auf die *Odyssee*, deren erster Vers uns ebenfalls »einen Mann« ankündigt.

Ein Proömium kann daher nicht nur die eigene Handlung zusammenfassen, in die Zukunft schauen und kommende Ereignisse vorwegnehmen, sondern auch auf ältere Epen verweisen, Archetypen, die es beeinflussen.

In meiner Kindheit hat mein Vater gern eine Geschichte über eine lange Reise erzählt, die wir beide einmal unternommen haben, eine Geschichte, deren Angelpunkt ein Rätsel war. Wie kann man, pflegte mein Vater zu fragen, während er seine Geschichte erzählte, ohne irgendjemanden dabei anzusehen – eine Gewohnheit, die meine Mutter nicht leiden konnte und derent-

wegen sie ihn manchmal tadelte, weil er, wie sie sagte, auf diese Weise *wie ein Lügner aussieht*, ein Vorwurf, der uns Kinder amüsierte, denn alle wussten, dass mein Vater nie log –, *wie kann man*, fragte mein Vater also, während er seine Geschichte erzählte, *große Entfernungen zurücklegen, ohne irgendwo anzukommen?* Weil ich in dieser Geschichte vorkam, wusste ich die Antwort, und weil ich damals noch ein Kind war, verdarb ich ihm natürlich mit größtem Vergnügen den Spaß, indem ich die Antwort verriet, bevor er seine Geschichte zu Ende erzählt hatte. Doch mein Vater war ein nachsichtiger Mensch, und obwohl er manchmal streng sein konnte, hat er mich nur selten ausgeschimpft.

Des Rätsels Lösung lautete: *Indem man sich im Kreis bewegt*. Mein Vater, studierter Mathematiker, kannte sich natürlich mit Kreisen aus, und wenn ich ihn darum gebeten hätte, hätte er sein Wissen vermutlich mit mir geteilt. Weil Arithmetik und Geometrie und quadratische Gleichungen, unnachsichtige Systeme, in denen kein Raum ist für Ungefähreres oder Verzerrungen, Ausreden oder Lügen, mich aber immer nervös machten, war mir Mathematik schon damals zuwider. Jedenfalls war seine Wertschätzung für Kreise nicht der Grund, weshalb er diese Geschichte zum Besten gab. Er erzählte sie, weil sie zeigte, was für ein Kind ich gewesen war, obwohl ich vermute, inzwischen erwachsen und selbst Vater von Kindern, dass es eine Geschichte über ihn ist.

Eine lange Reise, die wir beide einmal unternommen haben. Im Interesse von Präzision, auf die mein Vater großen Wert legte, sollte ich sagen, dass die Reise, die wir gemeinsam unternahmen, eine Heimkehr war. Die Geschichte beginnt mit einem Sohn, der aufbricht, seinen Vater zu retten, aber die Heimreise endet, wie das bei Reisen manchmal eben passiert, mit einem noch viel größeren Drama als demjenigen, das alles in Gang gesetzt hatte.

Der fragliche Sohn war mein Vater. Das Ganze trug sich um die Mitte der 1960er Jahre zu, er wird Mitte dreißig gewesen sein, sein Vater Mitte siebzig. Ich muss etwa vier gewesen sein. Jeden-

falls weiß ich, dass ich noch nicht zur Schule ging, denn aus genau diesem Grund wurde ich dazu bestimmt, meinen Vater zu begleiten. Es war Januar. Andrew, vier Jahre älter als ich, ging in die zweite Klasse, Matt, zwei Jahre jünger, trug noch Windeln, und meine Mutter blieb bei den beiden zu Hause. *Ich könnte doch Daniel mitnehmen, was meinst du, Marlene?*, sagte mein Vater, was vermutlich Eindruck auf mich machte, weil ich bis dahin noch nie etwas nur mit ihm unternommen hatte. Andrew war derjenige, der Daddy begleitete und Dinge mit ihm unternahm, ihm das Werkzeug reichte, wenn er in der Garage unter dem großen schwarzen Chevrolet lag, der neben ihm vor der Werkbank im Souterrain stand, und Bastelanleitungen von Modellflugzeugen studierte. Ich empfand mich damals als Kind meiner Mutter. Aber Andrew war in der Schule, und deshalb begleitete ich Daddy nach Florida, als mein Großvater anrief und sagte: Komm rasch.

Damals wohnten die Eltern meines Vaters in Miami Beach, in der neunten Etage eines Hochhauses mit Meerblick, das, wie der Zufall es wollte, gleich neben dem Hochhaus stand, in dem die Eltern meiner Mutter wohnten. Ich glaube, die beiden Paare haben nichts miteinander anfangen können. Der Vater meiner Mutter, *Grandpa*, war redselig und lustig, ein großer Geschichtenerzähler und Charmeur, eitel und dominant. Er wendete jeden Tag viel Aufmerksamkeit auf seine Kleidung und auf seinen Verdauungstrakt. Obwohl er nur ein Kind hatte, meine Mutter, war er viermal verheiratet und hatte, wie mein Vater mir einmal zuflüsterte, eine Geliebte gehabt. Seine Ehen hielten durchschnittlich elf Jahre.

Der Vater meines Vaters – Poppy, der Auslöser unserer Reise in jenem Januar, als ich vier war – sprach dagegen kaum ein Wort. Anders als Grandpa war er nicht der Typ, der Zuneigung demonstrierte oder einforderte. Er war nicht sehr groß – mit einsechzig war er kleiner als meine hochgewachsene Großmutter Nanny Kay – und schien immer überrascht zu sein, wenn wir die beiden am Flughafen JFK abholten und bei der Begrüßung umarmten.

Er war gern allein und verabscheute Lärm. Von Beruf war er Elektriker gewesen. *Ihr ruiniert die Leitungen!*, rief er mit seiner hohen, etwas dünnen Stimme, wenn wir im Wohnzimmer herumtollten; die nächste Viertelstunde liefen wir auf Zehenspitzen und kicherten. Ruhig und bedächtig genoss er seine bescheidenen Freuden, Lustspiele im Radio hören oder auf dem Steg hinter seinem Haus sitzen und schweigend angeln – als würde er, wenn er selbst seinen Freizeitvergnügungen mit Sorgfalt nachging, der Katastrophe entgehen, die, wie wir wussten, seine Jugend tragisch zerstört hatte: so große Armut, dass sein Vater all seine sieben Brüder und Schwestern in ein Waisenhaus stecken musste, und als er herangewachsen war, waren seine Mutter und alle Geschwister und auch seine erste Frau gestorben. Diese Verluste hatten ihn »traumatisiert« – dieses Wort hörte ich Nanny Kay flüstern, als sie mit meiner Mutter und den Tanten eines Sommerabends unter einer Weide saß und ich, vierzehn Jahre alt, sie belauschte. Er war traumatisiert, hatte Nanny Kay gesagt, dabei den Rauch aus ihrer langen Zigarette ausgestoßen und ihren Schwiegertöchtern erklärt, warum ihr Mann so still war, warum er nur selten mit seiner Frau, mit seinen Söhnen und mit seinen Enkeln sprach. Ein eingeübtes Schweigen, von dem ich wusste, dass es von Generation zu Generation weitergegeben werden konnte.

Denn auch mein Vater hatte gern seine Ruhe, suchte sich oft ein Plätzchen, wo er ungestört lesen oder ein Baseballspiel verfolgen konnte. Kein Wunder. Ich hatte von meiner Mutter gehört, wie klein das Apartment seiner Familie in der Bronx gewesen war, und hatte mir immer vorgestellt, dass sein großes Ruhebedürfnis eine Reaktion auf diese beengten Wohnverhältnisse war: Mit seinem älteren Bruder Bobby, der Kinderlähmung hatte (*ich erinnere mich an das Geräusch, wenn er seine eisernen Beinschienen an die Heizung stellte, bevor wir zu Bett gingen*, erzählte er mir Jahre später kopfschüttelnd), teilte er sich ein Klappbett im Wohnzimmer, die Eltern gleich nebenan in dem winzigen Schlafzimmer,

Poppy hörte Jack Benny im Radio, Nanny rauchte und spielte Solitaire. Wie waren sie zurechtgekommen, bevor sein ältester Bruder Howard 1938 zur Armee ging? Ich konnte es mir nicht vorstellen ... Da mein Vater später fünf Kinder hatte, musste ich annehmen, dass auch er sich paradoxerweise nach Aktivität und Lärm und Leben in seinem Haus sehnte. Warum hätte er sonst so viele Kinder, fragte ich mich manchmal. Als ich einmal mit Lily über dieses Thema sprach – die Jungs waren noch klein, Peter vielleicht fünf oder sechs, Thomas, knapp zwei, schlief meist unruhig, warf sich in seinem Bettchen hin und her und stieß im Schlaf leise Seufzer aus –, sah Lily mich an und sagte: Du bist doch auch in einem Haus mit vielen Geschwistern aufgewachsen und wolltest Kinder haben! Und für dich war es viel komplizierter! Ich musste grinsen bei dem Gedanken, wie alles angefangen hatte und wie weit wir gekommen waren: ihre schüchterne Frage, als sie erstmals überlegt hatte, ein Kind zu bekommen; ob ich mir vorstellen könnte, dem Kind eine Art Vater zu sein; wie nervös ich anfangs gewesen war und doch auch fasziniert, sobald Peter da war; dass ich immer weniger Lust hatte, wieder nach Manhattan zurückzukehren, wenn ich für ein paar Tage in New Jersey bei ihnen gewesen war, dass sich allmählich, nach Monaten und Jahren, eine neue Struktur herausgebildet hatte – eine halbe Woche Manhattan, eine halbe Woche New Jersey, und dann Thomas' Geburt, die das Ganze irgendwie verfestigte. *Beim ersten Kind kommt es dir wie ein Wunder vor, wie eine Überraschung*, hatte mein Vater gesagt, als ich ihm von Thomas erzählt hatte. *Danach ist es dein Leben*. Fünf Jahre waren seitdem vergangen, und während ich nun laut darüber nachdachte, warum mein Vater so viele Kinder hatte, wandte Lily den Kopf zur Seite. Mir schien, sie horchte, ob von Thomas etwas zu hören war, aber sie dachte nach. Schon komisch, sagte sie langsam, dass du dich am Ende gar nicht so weit von deinem Vater entfernt hast.

Aus diesem Grund – weil die Männer in dieser Familie nie

groß geredet haben, auch nicht über ihre Gefühle und Probleme, wie das in der Familie meiner Mutter üblich war – kam es mir merkwürdig vor, dass wir eines Tages überstürzt nach Florida flogen, zu Poppy, meinem kleinen, schweigsamen Großvater. Erst allmählich wurde mir der Grund von Nannys dringlichem Anruf klar: Poppy war ernstlich erkrankt. Wir fuhren also zum Flughafen, bestiegen eine Maschine nach Florida und verbrachten dann etwa eine Woche im Krankenzimmer, in Erwartung seines Todes, wie ich glaubte. Sein Krankenbett stand hinter einem Vorhang mit lauter rosa und grünen Fischen, und der Gedanke, dass Poppy versteckt werden musste, ängstigte mich. Ich traute mich nicht, hinter den Vorhang zu schauen, sondern saß auf einem orangefarbenen Plastikstuhl und las oder spielte mit meinem Spielzeug. Ich habe keine Erinnerung daran, was mein Vater die ganze Zeit im Krankenhaus gemacht hat. Ich wusste, dass die beiden nie groß miteinander redeten, selbst wenn sein Vater gesund war. Entscheidend war offenbar, dass Daddy anwesend, dass er gekommen war. *Vater ist Vater*, sagte er zehn Jahre später, als Poppy tatsächlich im Sterben lag, diesmal in einer Klinik auf Long Island, in unserer Nähe. Viele Aussagen meines Vaters kamen in dieser $x = x$ -Form daher, immer mit der Implikation, dass alles andere, also die Vorstellung, x könne etwas anderes als x sein, den strikten Codes widersprach, die sein Denken prägten und die Welt zusammenhielten: *Qualität ist Qualität, Punkt oder Intelligent ist intelligent, so etwas wie »Prüfungsangst« gibt es nicht. Vater ist Vater.* Im Sommer 1975, während Poppys Kräfte endgültig schwanden, fuhr mein Vater täglich während der Mittagspause ins Krankenhaus, eine Viertelstunde entfernt, und saß mit seinem Sandwich schweigend neben dem Bett, in dem sein Vater lag, jeden Tag ein wenig kleiner, verhutzt und unbeweglich wie eine Mumie, reglos, vielleicht träumte er von seiner toten Frau und den vielen toten Geschwistern. *Vater ist Vater*, sagte Daddy, als ich fünfzehn war und ihn fragte, warum er täglich in die Klinik fuhr, wenn

sein Vater doch nichts von seiner Anwesenheit mitbekam. Doch das war später. Jetzt, 1964 in Miami Beach, saß er in dem winzigen Raum hinter dem Vorhang mit den Fischen, redete leise mit seiner Mutter und wartete. Und der kleine alte Mann, der Vater meines Vaters, der einen Herzinfarkt gehabt hatte, starb doch nicht, und das Drama war vorüber.

Auf dem Rückflug begann dann dieses Kreisen, diese merkwürdige Heimkehr.

Den oft es abtrieb vom Wege.

Im Englischen gibt es verschiedene Wörter für den Akt des Sich-Fortbewegens von A nach B. Die Herkunft dieser Wörter ist interessant, denn sie verrät etwas darüber, wie sich die Menschen durch die Jahrhunderte und Jahrtausende diesen Akt vorgestellt haben.

»Voyage« beispielsweise kommt aus dem altfranzösischen *voiage*, das wiederum auf das lateinische *viaticum* (Reiseproviant) zurückgeht. In *viaticum* steckt natürlich *via* (Straße). Man kann also sagen, dass »voyage« das Stoffliche umfasst – all das, was man mitnimmt, wenn man eine Reise macht, und auch das, was man dabei unter den Füßen hat: die Straße.

»Journey« dagegen, ein anderes Wort für die gleiche Aktivität, bezieht sich auf Zeit, denn es stammt vom altfranzösischen *ournée* ab, das auf das lateinische *diurnum* (Tagesstrecke) zurückgeht, das wiederum von *dies* (Tag) abstammt. Sich vorzustellen, dass »Tagesstrecke« die Bezeichnung für »Reise« wurde, erfordert nicht viel Fantasie. Vor langer Zeit, als eine Reise Monate oder gar Jahre dauerte – beispielsweise von Troja, heute einer verfallenen Ruine in der Türkei, nach Ithaka, einer Felseninsel im Ionischen Meer, die mit keinerlei bedeutenden historischen Sehenswürdigkeiten aufwarten kann –, vor langer Zeit war es sinnvoller, nicht von der »Reise« zu sprechen, dem *viaticum*, also den Dingen, die

es brauchte, um sicher von A nach B zu gelangen, sondern von der Strecke, die man an einem Tag schaffte. Mit der Zeit stand der Teil für das Ganze, die Strecke eines Tages für die gesamte Dauer der Reise, ob nun eine Woche, einen Monat, ein Jahr oder auch (wie wir heute wissen) zehn Jahre. Anrührend an dem Wort »Journey« ist die Vorstellung, dass in jenen alten Zeiten, als das Wort aufkam, schon die Strecke, die man an einem Tag zurücklegen konnte, ein so aufwendiges und beschwerliches Unternehmen war, dass es einen eigenen Namen verdiente – *journey*.

Dies bringt mich zu einer dritten Bezeichnung für das Reisen: »travel.« Wenn wir dieses Wort heute hören, denken wir an Vergnügen, an etwas, was man in seiner Freizeit unternimmt, an eine regelmäßige Zeitungsbeilage, die man am Wochenende liest. Was hat dies mit »Beschwerlichkeit« zu tun? »Travel« ist eng verwandt mit »travail«, das der dicke Merriam-Webster, den ich vor fast vierzig Jahren von meinem Vater geschenkt bekam, als ich im Begriff war, meine erste größere Reise anzutreten – von Long Island an die University of Virginia, Nord nach Süd, von der Highschool ans College – als »schmerzhafte oder mühsame Anstrengung« definiert. Tatsächlich scheinen hinter dem Wort *travail*, wie bei einem Palimpsest, Schmerzen auf. Das Wort ist über das Altfranzösische und Mittelenglische aus dem mittellateinischen *trepalium* (Folterinstrument) ins Englische eingewandert. »Travel« bezieht sich also auf die emotionale Dimension des Reisen, nicht auf materielle oder zeitliche Aspekte, sondern darauf, wie man es erlebt. In jener Zeit, als diese Wörter ihre Form und Bedeutung entwickelten, war Reisen vor allem schwierig, schmerzhaft, mühsam und wurde von den meisten Menschen daher tunlichst vermieden.

Das eine Wort im Englischen, das all diese verschiedenen Aspekte von »voyage«, »journey« und »travel« in sich vereint – Entfernung, Zeit, Gefühle, Mühen und Gefahren –, kommt nicht aus dem Lateinischen, sondern aus dem Griechischen. Es ist das Wort »Odyssee«.

Dieses Wort geht auf zwei Eigennamen zurück. Der jüngste ist das klassische griechische *odysseia*, der Name eines epischen Gedichts über einen Helden namens Odysseus. Nun wissen viele Leute, dass es in der Geschichte des Odysseus um Reisen geht: Er fuhr über das Meer und verlor dabei nicht nur alles, was er zu Beginn mitgeführt, sondern auch alles, was er unterwegs an Bord genommen hatte. (So viel zu »Reiseproviant«.) Bekannt ist auch, dass er lange Zeit unterwegs war, zehn Jahre, die die griechische Belagerung Trojas dauerte, und noch einmal zehn Jahre, in denen er unter großen Anstrengungen versuchte, nach Hause zurückzukehren, wo vernünftige Leute natürlich bleiben.

Wir wissen also von seiner langen Reise, von den Entfernungen und der zeitlichen Dauer. Aber nur sehr wenige wissen, sofern sie Griechisch gelernt haben, dass im Namen dieses eigentümlichen Helden das magische dritte Element steckt: die Gefühle. In der *Odyssee* wird an einer Stelle von dem Tag erzählt, an dem der neugeborene Odysseus seinen Namen bekam. Diese Geschichte, auf die ich noch zurückkommen werde, liefert die Etymologie des Namens. So wie sich das lateinische *via* in *viaticum* verbirgt (und auch in *voiage* und *voyage*), so steckt im Namen »Odysseus« das Wort *odyne*. Sie glauben vielleicht, dass Sie dieses Wort nicht kennen, aber gemach. Denken Sie nur an das Wort »anodyne«, das besagter Merriam-Webster als »schmerzstillendes Mittel« definiert. Anodyne besteht aus zwei griechischen Wörtern, die, zusammengesetzt, »ohne Schmerz« bedeuten; die Vorsilbe *an-* heißt »ohne«, *-odyne* muss also »Schmerz« bedeuten. Das ist der Ursprung des Namens Odysseus und auch des Namens seines Epos. Der Held dieser epischen Reise ist, wörtlich übersetzt, ein »Schmerzensmann«. Er ist ein Reisender, ein Leidender.

Und wie auch nicht. Denn Reisen heißt immer auch, Abschied zu nehmen, sich von den Liebsten losreißen zu müssen. Selbst wer die *Odyssee* nicht gelesen hat, wird von der Legende eines Mannes gehört haben, der zehn Jahre lang versuchte, zu seiner Frau zu-

rückzukehren. In den Anfangsszenen des Epos erfährt man aber auch, dass Odysseus, als er nach Troja aufbrach, ein neugeborenes Kind und einen kraftstrotzenden Vater zurückließ. Die Struktur des Gedichts unterstreicht die Bedeutung dieser beiden Figuren. Es beginnt mit dem inzwischen herangewachsenen Sohn, der sich auf die Suche nach seinem abwesenden Vater macht (vier komplette Gesänge, wie die Kapitel heißen, widmen sich den Reisen des Sohns, bevor wir seinem Vater begegnen), und es endet nicht mit der triumphalen Wiedervereinigung des Helden mit seiner Gattin, sondern mit dem tränenreichen Wiedersehen von Sohn und Vater, der inzwischen ein alter, gebrochener Mann ist.

Sosehr die Odyssee eine Geschichte von Mann und Frau ist, sie ist auch, ja vielleicht noch mehr, eine Geschichte von Vätern und Söhnen.

Vieler Menschen Denken lernte er kennen.

Von Miami flogen wir zurück nach New York. Es war Nacht. Während wir uns auf den Start vorbereiteten, sprach die Stewardess davon, dass zu Hause »schlechtes Wetter« sei. Daddy schaute kurz von dem Buch hoch, in dem er las, und wandte sich dann wieder seiner Lektüre zu. Doch bald nach dem Start gab der Pilot bekannt, dass sich aufgrund der Wetterverhältnisse unsere Ankunft verspäten werde, dass wir eine Weile würden kreisen müssen. Die Maschine neigte sich leicht, und dann flogen wir lange Zeit im Kreis. Dort oben, wo wir waren, gab es kein Wetter. Die Nacht war mattschwarz wie ein Stück Samt, auf dem ein Juwelier seine kostbaren Steine präsentiert – wie der Juwelier in der Siebenundvierzigsten Straße, bei dem der Vater meiner Mutter, wie sie mir einmal zuflüsterte, ihren Verlobungsring gekauft hatte, nachdem er in einem Hinterzimmer mit einem alten Juden gefeilscht hatte, einem von Großvaters vielen, vielen Freunden, der ein paar Rohedelsteine auf das schwarze Tuch ausbreitete, wäh-

rend die beiden auf Jiddisch miteinander diskutierten, weil mein Vater nicht genug Geld hatte für die Sorte Edelstein, der ihr nach Ansicht ihres Vaters gebührte – der Himmel war wie schwarzer Samt, und die Sterne waren die funkelnden Brillanten. Ich wusste, dass wir im Kreis flogen, weil der Mond, ebenmäßig wie ein Opal, vor meinem Fenster erschien und verschwand und dann wieder erschien. Ich hatte ein Buch dabei, legte es aber beiseite, als das Kreisen begann, betrachtete lieber den Mond, einmal, zweimal, dreimal, viermal, und irgendwann zählte ich nicht mehr mit, wie oft er mir sein freundliches Gesicht zeigte.

Mein Vater hatte keine Augen für den Mond. Er las.

Eigentlich schien er immer zu lesen. Mein Vater, dessen Eltern nicht über die Highschool hinausgekommen waren, erzählte mir einmal, was ihn zu einem unersättlichen Leser gemacht hatte. Nachdem in der siebten Klasse rheumatisches Fieber bei ihm diagnostiziert worden war, musste er monatelang das Bett hüten, und in dieser Zeit entdeckte er seine Liebe zu Büchern. *Mit dem richtigen Buch kann man alles lernen*, erklärte er seinen fünf Kindern, ein Motto, an das er sich jedenfalls hielt. Nie war er glücklicher, als wenn er sich über das neueste Fundstück beugen konnte, das er aus der Bibliothek mitgebracht hatte, ein Lehrbuch für Jazzgitarre, für Schlagzeug, für Blockflöte, Violine und Klavier, für Poplyrik, ein Handbuch, wie man eine Einbauspüle baut, wie man Grillbeschleuniger herstellt, wie man einen Komposthaufen anlegt, wie man einen Sekretär aus Walnussholz schreinert, wie man ein Cembalo baut. Am Ende des fünften Gesangs der *Odyssee*, als die liebtestolle Nymphe Kalypso endlich bereit ist, Odysseus in seine Heimat zurückkehren zu lassen, schenkt sie ihm Werkzeug, das sie bislang in einem Versteck aufbewahrt hat. Damit baut er aus Holz und Pflanzen das Floß, auf dem er die letzte Etappe seiner Heimreise antritt. Sooft ich diese Episode lese, denke ich an meinen Vater.

Weil er sich immer über ein Buch zu beugen schien, weil er